

in der Psychiatriegeschichte in den letzten Jahrzehnten genommen hat, spricht ebenso wie die Hinwendung zu einer historiografischen Hinterfragung wissenschaftstheoretischer Standpunkte dafür, dass es erst nötig war, all die verstreuten Quellen rund um den bedeutendsten Psychiater Mitteleuropas zusammenzustellen und leicht verfügbar zu machen. Dies ist die große Leistung von Matthias M. Weber, Wolfgang Burgmair und Eric J. Engstrom, die unter schwierigen Bedingungen neben ihrer eigentlichen Arbeit im Historischen Archiv des Max-Planck-Instituts für Psychiatrie in München in den späten 1990er-Jahren begannen, die über die ganze Welt verstreuten Nachlassteile von *Emil Kraepelin* (1856–1926) zu sichten, zu erfassen, zusammenzutragen, zu transkribieren und schließlich zu edieren.

Am Anfang stand die Herausgabe von Kraepelins Selbstzeugnissen sowie seiner – wenig überzeugenden – lyrischen Gehversuche (Bd. I, Selbstzeugnisse) im Jahr 2000. Darauf folgten die „Kriminologischen Schriften“, die Kraepelin als Strafrechtsreformer in Erinnerung riefen und damit all jene Historiker widerlegten, die in dem Nestor der deutschen Psychiatrie bis dahin lediglich einen Wegbereiter der Rassenhygiene gesehen hatten. Bereits dieser zweite Band aus dem Jahr 2001 enthielt Korrespondenzen zwischen Kraepelin und seinen Zeitgenossen, z. B. dem Psychiater Gustav Aschaffenburg, dem Kriminalanthropologen Cesare Lombroso oder dem Strafrechtsreformer Franz v. Liszt. Die Edition psychiatrischer Gutachten ließ erahnen, wie die Überführung wissenschaftstheoretischer Annahmen in die psychiatrische Praxis um 1900 funktionierte bzw. wie die Konfrontation mit der Realität wiederum die nervenärztliche Theoriefindung veränderte. Diese Problematik verdeutlichte sich für die Leser in Band III (2002), der Kraepelins Korrespondenz der Jahre 1868 bis 1886 enthält. Es waren die prägenden Jahre für den aufstrebenden Psychiater Kraepelin, aber auch jene

**Emil Kraepelin: Werke in 9 Bänden.** Hrsg. v. Matthias M. Weber, Wolfgang Burgmair und Eric J. Engstrom. Belleville Verlag, München 2000–2019, insgesamt 3746 S.

Am Ende eines Editionsprojekts zeigt sich stets, dass die Fachwelt zwar die Ergebnisse gerne nutzt, dies aber ungern einräumt. Editionen von Briefen, Aufsätzen, Lebensbeichten oder Beschreibungen von Zeitgenossen bedeutender Gelehrter liegen nämlich immer schon vor – nur eben verfasst in krakeligem Sütterlin, Gabelsbergerkurzschrift, obskuren Abkürzungen oder einer Mischung verschiedener Sprachen in weit verstreuten Archiven. Jeder Forscher könnte sie nutzen, doch der Aufschwung, den die biografische Forschung

Dekaden, in denen sich eine moderne Psychiatrie in Mitteleuropa herausbildete. Die Gleichzeitigkeit der Emanzipation des Fachs und der Selbstfindung Kraepelins als Arzt von Körper, Geist und Seele machte deutlich, wie wichtig individuelle Erfahrungen und persönliche Leistungen – aber auch Niederlagen – für die ärztliche Selbstwahrnehmung und die Definition von Krankheiten waren. Im Jahr 1886 musste Kraepelin beispielsweise erfahren, wie folgenreich eine zu enge Verbindung von ärztlicher Expertise und staatlicher Gewalt sein konnte, als sein eigener Lehrer Bernhard v. Gudden vermutlich von dem von ihm entmündigten bayerischen König Ludwig II. im Starnberger See ertränkt wurde.

Mit Band IV (2003) veränderte sich die Struktur der Reihe, denn Kraepelin erhielt 1886 eine erste leitende Position, und somit lautete der Titel des Buches „Kraepelin in Dorpat“. Im baltendeutschen Dorpat (heute: Tartu) führte Kraepelin erstmals in großem Stil klinische Testverfahren durch, u. a. zur Schlafforschung und Medikamentenwirkung. Auch wurde ihm klar, dass das Gespräch zwischen Arzt und Patient große Bedeutung haben konnte, der kompetente und hilfsbereite Arzt somit die erste positive therapeutische Dosis im Rahmen einer Behandlung darstellte. Dieses aus Korrespondenzen, Tagebucheinträgen und den Meinungen von Zeitgenossen entwickelte Bild eines schon damals bedeutenden Psychiaters in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stand in krassem Gegensatz zu den Einschätzungen zahlreicher Wissenschafts- und Gesellschaftshistoriker, die glaubten, dass bis zum Auftreten der Psychoanalyse das Arzt-Patientengespräch quasi nicht existiert habe. Die einseitige Orientierung an den allein auf Frankreich ausgerichteten, von seinen internationalen Lesern aber sogleich weltweit übertragenen theoretischen Konzeptionen eines Michel Foucault hatte die wissenschafts- und medizinhistorische Forschung blind gemacht für die widerstrebenden, einander ergänzenden, aber auch

bekämpfenden Richtungen innerhalb der Psychiatrie des 19. Jahrhunderts.

Weber, Burgmair und Engstrom gelang es, mit den Folgebänden „Kraepelin in Heidelberg“ (2005) über die Jahre 1891 bis 1903 und „Kraepelin in München“ (2006, 2009, 2013) hinsichtlich seines Wirkens in den Jahren 1903 bis 1926 weiter herauszuarbeiten, wie weit gespannt das Netzwerk Kraepelins war: von Amerika über alle Teile Europas bis Asien, von der Psychoanalyse über die Psychotherapie bis zur Elektrotherapie. Weibliche Ärzte waren im Netzwerk zeitweise ebenso vertreten wie Angehörige von Minderheiten. Kraepelins Interesse beinhaltete theoretische Forschung ebenso wie klinische Anwendung, Kritik pharmakologischer Exzesse oder die Hinterfragung eigener Standpunkte. Doch machte das Editionsprojekt auch deutlich, wie einschneidend sich die Erfahrung des Ersten Weltkriegs auf Kraepelin und seine Zeitgenossen auswirkte: Die Furcht vor einem Überhandnehmen von „Minderwertigen“ beflügelte eine Radikalisierung längst bestehender eugenischer Denkmodelle, die von Anhängern sämtlicher politischer Richtungen und wissenschaftlicher Konzepte über die Grenzen von Ländern und Sprachen hinweg geteilt wurden. Die Quellenedition raubte somit monokausalen Sichtweisen auf die Entstehung rassenhygienischer Denkkonstrukte jede Grundlage.

Im letzten Band („Briefe und Dokumente II“, 2019) schließlich legen die Herausgeber dar, wie sich Kraepelin mit der Gründung der „Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie“ in München – das heutige MPI für Psychiatrie – nicht nur ein Denkmal setzte, sondern auch seine Vorstellungen von der idealen Verbindung von Theorie und Praxis verwirklichen konnte. Zugleich wird deutlich, wie sich die Idee einer emanzipatorischen Psychiatrie behauptete, auch wenn ihr Fokus in den 1920er-Jahren eine deutliche Verengung erfuhr: Nicht mehr alle Menschen, sondern nur noch jene, die als eugenisch geeignet

erschieden, sollten Gesundheit als höchstes Gut erlangen können und Eingang in den Wissenskosmos der Psychiatrie erhalten. Somit verdeutlicht die Edition, wie eng wissenschaftlicher Fortschritt, Emanzipation, aber auch der Drang zu Kontrolle, eugenische Praxis und rassistische Konstrukte zusammenhängen. Wie sehr die psychiatrische Forschung auch heute noch plötzlichen Wandlungen unterworfen sein kann, mussten Weber, Burgmair und Engstrom am eigenen Leib erfahren, als eine neue Direktion am MPI für Psychiatrie sich von diesem wegweisenden Editionsprojekt distanzierte. Die *scientific community* der Psychiater, Wissenschafts-, Medizin- und Sozialhistoriker blieb in diesem Zusammenhang ebenso schweigsam wie zu den bedeutenden Erkenntnissen, die das Editionsprojekt hervorgebracht hat.

*Florian G. Mildenberger*